

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur

Deutschen Rundschau

Nr. 185.

Bromberg, den 17. August.

1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

Copyright 1932 by Albert Langen — Georg Müller-Verlag,
G. m. b. H., München.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Eiserne Möller hat ihm ein Schwein geschlachtet, obwohl dieser Sohn nicht als verllorener heimkehrt. Paul Möller kommt als einer, der im Kriege wie später im Frieden in Feindesland bestanden hat, er kommt als wackerer Kämpfer und als kluger Schmied seines Glückes zudem, als Held und als Mann einer vornehmen Frau.

Möllers Vater muß seiner Freude über diese Rückkehr einen Ausdruck geben, er kann es nicht besser tun als dadurch, daß er sein bestes Schweinchen opfert. Er lacht bei der Arbeit, und das ist lange nicht vorgekommen, er ist zu Scherzen aufgelegt, und Möllers Mutter wie Bertha, die zweite Tochter, sind beinahe erschrocken über sein ungewohnt weiches Gebahren — heute abend kommt der Sohn, den er zehn Jahre lang nicht mehr gesehen hat...

Der Sohn kommt. Der Vater spannt den alten Fuchs vor das Wägelchen, das eine Pferd, das er noch hat. Das zweite hat er zum Schlachter bringen müssen, da es nun gar nicht mehr schaffen wollte mit seinen zwanzig Jahren. Er hat vorerst kein zweites Pferd gekauft, weil er nach dem Scheiden der Tochter um eine Arbeitskraft ärmer geworden ist und damit rechnet, einen Teil des Landes verpachten zu müssen, falls Paul sich nicht endgültig zum Bleiben entschließen sollte. Das eine Pferd also spannt er vor, das alte gute Tier, das eine graue Mähne bekommen hat im Dienst der Familie Möller.

In der Stadt kommt er viel zu früh an, er hat in seiner Ungeduld die Zeit zu Haus nicht mehr hinbringen können. Doch auf dem Bahnhof ist es auch nicht leichter zu warten. Er sitzt auf dem Bock, der unbewegte Kopf ist geneigt, das feste, runde Kinn hat er auf die Fäuste gesetzt, darin die Zügel ruhen. Das Pferd steht still und läßt den Kopf tief herabhängen, die Decke auf seinem alten Leibe spielt leise im Winde des Februar, der wärmer als gestern von der weiten Heide herkommt... Niemand stört die Ruhe des wartenden Menschen und seines Tieres, der Bahnsteig ist leer und klagend ertönt das Horn eines Streckenwärters... Der Eiserne Möller hört es gern, es klingt wie eine Ladung zur Einfuhr dieser Stunde. Zehn Jahre hat er keinen Sohn gehabt und in einer halben Stunde wird er wieder einen haben. Er muß einen Sohn haben, einen Erben, denn er hat ein Eigentum, das er mit unendlicher Mühe mit seines Leibes Dual, mit dem Verzicht auf alle die kleinen Freuden des Lebens langsam erworben hat — das weckt das Verlangen nach Erleben. Die Mädchen sind noch da, gewiß. Aber Frida ist für immer in die Bäckerei zu Breitenbrück am Allerkanal eingezogen, und Bertha scheint ihm einen Eidam bringen zu wollen, der auch nicht auf einen Abbauernhof geht. Dann ist da Lina, die treue, starke, redliche Lina in der fernen Stadt. Sie wäre schön eine Erbin, der er das

Seine anvertrauen möchte, wenn sie ihm einen passigen Mann ins Haus brächte. Aber Lina ist wohl ein Stadtmensch geworden, Lina ist seit anderthalb Jahren nicht mehr im Vaterhause gewesen, Lina schreibt Briefe, so schön und so sauber und so gewandt, daß er gar nicht begreifen kann, wie sie jemals die Hacke und die Heugabel so wacker hat führen mögen. Auch ist da wohl etwas im Gange mit Lina, was sie am Ende für immer in der großen, schönen Stadt festhalten wird... Etwas ist im Gange, das ist gewiß... Wie sollte es auch anders sein, als daß ein so schönes und kluges Mädchen die Liebe eines Mannes fände, eines anderen Mannes als dieser freche Hanswurst von Cordes Ferdinand, der jetzt erst wieder zum Gaudium des Dorfes eine Magd hat fortschicken müssen aus seinem ärmlichen, abgebrannten Anwesen... Was und wie weit es mit Lina und dem fremden Mann in der großen Stadt eigentlich ist, weiß Möllers Vater nicht genau, er hat nur Andeutungen des Lehrers Berries — aber das weiß er, daß Lina des besten und des reichsten Mannes würdig ist... Sei dem wie ihm sei, Lina und ihr künftiger Mann werden nicht die Erben seines Anwesens werden — da bleibt nur sein Sohn Paul und Paul wird nun endlich wiederkommen.

Paul kommt. Der Vater und der Sohn stehen sich gegenüber und keiner von beiden weiß etwas rechtes zu sagen...

„Das ist also Paul...“, denkt der Eiserne Möller, „er sieht ganz wie die Mutter aus, unterseht, ein wenig zur Fülle neigend, er hat einen runden Kopf, ein weiches, volles Gesicht, in dem das schönste der üppig schwellende Mund ist — nein, dem Vater ist er nicht ähnlich...“

„Setz deinen Koffer in den Wagen“, sagt schließlich der Alte, „kommt her.“

Der Sohn klopft der Stute den Hals.

„Ach, das ist ja noch die Pise“, meint er verlegen, „die ist aber auch alt geworden und ein bißchen klein ist die auch man bloß... War die niemals größer...?“

Der Vater steigt auf den Bock, der Sohn klettert daneben.

„Die war nie größer. Süß, Pise...!“

Pise zieht an, die graue, lange Mähne flattert munter...

„Und was macht der braune Max, Vater?“

„Zum Schlachter. Ich habe erst mal kein neues Pferd gekauft, vielleicht wollen wir Land verpachten, müssen mal sehen... Frida ist ja nun auch nicht mehr da.“

„Nur ein Pferd...?“ sagt Paul, und es klingt ganz erschrocken.

„Nun, wenn du liebst, können wir immer noch ein zweites dazu kaufen.“

„O ja, das wäre wohl besser, wenn wir zwei Pferde hätten...“

Also, was das betraf, daß noch ein Pferd dazu gekauft werden sollte, darüber redete der heimgekehrte Sohn nun ziemlich oft im Vaterhause. Denn es ließ sich so an, daß er wohl hier bleiben und sich von Vaters Acker redlich nähren würde.

Wie es in Rußland jetzt aussah, davon sprach er nicht viel und nicht gern — es war dort drüben mit den kleinen Bauern genau so bekümmert wie hier mit den Abbauern . . .

Dem Vater gefiel das nicht, es tat ihm weh, er schüttelte den Kopf:

„Nun — gar so bekümmert ist es ja doch nicht mit uns, wenn wir nur all unsere Kraft aufwenden und kein Gefinde brauchen, kommen gerade wir kleinen Leute noch am besten durch.“

Aber das Leben der kleinen Leute war wohl nicht nach dem Geschmack des Sohnes, sein Herz schien an der verschwundenen Herrlichkeit des großen Gutes zu hängen, von der er anfangs bisweilen erzählte. Was man ihnen drüben nun noch gelassen hatte, das war des Quälens nicht wert . . . Nun übrigens auf das zweite Pferd zurückzukommen, so war der Sohn durchaus der Ansicht, daß auch die alte Lise durch ein besseres Tier ersetzt werden müsse, damit man der Schwieger-tochter, seiner Gattin Marja, zwei anständige Pferde vorführen könne, sie war schließlich andere Verhältnisse gewöhnt . . . Die Schwieger-tochter nämlich wollte nachkommen, sie hatte allerdings die Absicht geäußert, zunächst einmal auf Besuch und ohne Kinder zu kommen und sich Band und Leute hier anzusehen, ehe sie sich entschließen würde, drüben ihr Besitztum aufzugeben und endgültig eine deutsche Bauersfrau zu werden — „eine Bauersfrau“ hatte Paul gesagt!

„Nun, eine Bauersfrau wird sie ja nicht werden“, meinte der Vater und runzelte verwundert die Stirn.

„Eine Bauersfrau . . .?“ sagte erschrocken die Mutter . . . „Eine Bauersfrau . . .?“ Wir sind ja man knapp Abbauern.“

Der Sohn lachte sein ungewohntes irrlichterndes Lachen, daß die Eltern sich verwundert ansahen.

„Knapp Abbauern . . .? Großbauern seid ihr, Kulaken, wie man bei uns sagt. Vierzig Morgen habt ihr, sechs Kühe, ein massives Haus habt ihr, und ich möchte mal wissen, wieviel tausend Taler ihr auf der Kasse habt!“

Der Eiserne Möller hat in den ersten Tagen geschwiegen, wenn der Sohn diese neue, in seinem Hause durchaus unbekannte Tonart angeschlagen hat — jetzt hebt er seine Stimme, der Donner beginnt zu grollen, leise und schrecklich:

„So so . . .“, sagt er und zaudert. Die Frauen fahren zusammen, die Mutter zupft den Sohn warnend am Armel, ein zitterndes Schweigen füllt die vier Wände bis zum Bersten . . . Aber der Donner klingt wieder ab, doch bebend vor Kraft und unbegreiflichem Willen kommen die väterlichen Worte:

„So — Großbauern sind wir . . . Nun, warum nicht Gutsbesitzer, oder am Ende Rittergutsbesitzer . . .? Das klingt noch besser. Aber ich höre es nicht gern in diesem Hause — nun hast du mich wohl verstanden.“

Paul hat den Vater verstanden, er schweigt nun von diesen Dingen und schafft in den nächsten Wochen wirksam mit den Eltern auf dem Felde an der beginnenden Frühjahrspflanzung. Der Vater ist ein harter Dienstherr, seufzend nur fügt sich der Sohn seiner Zucht.

Die Mutter ahnt, wie schwer dem Sohne dieses Knechtsein wird, nachdem er so lange sein eigener Herr gewesen, ein ißchen dauert er sie. Ihr selbst freilich wird das Blicken auch recht sauer, oft hört der Sohn ihr mühsam verbissenes Stöhnen.

„Schaffen drüben die Frauen auch so schwer wie bei uns . . .?“ fragt sie.

„Freilich, Mutter. Die Marja hat es auch gelernt nach der Revolution. Aber nun denkt sie, daß sie es hier leichter kriegt . . .“

„O weh — da wird sie sich schneiden . . .“ Sie richtet sich ächzend auf und schließt die Augen. „Das Kreuz tut mir weh . . . Es wird Zeit, daß deine Frau nachkommt . . .“

Ja, es wird Zeit, daß die junge Frau ihre Arbeitskraft einbringt. Gottlob kommt nun auch ein Brief von ihr, der ihre Ankunft in wenigen Tagen meldet. Paul meint, es wäre wohl besser, wenn man geschwind die neuen Pferde kaufte oder doch wenigstens das zweite Pferd beschaffte.

„Was hat denn das mit deiner Frau zu tun . . .?“ fragt der Vater. „Mit dem zweiten Pferde hat es Zeit bis zur Frnte. Die große Kuh geht gut neben der Lise, die haben sich ganz schön zusammen eingefahren.“

„Wir sind doch schließlich keine Stubbauern . . .“, brummt Paul.

„Nein, wir sind Rittergutsbesitzer . . .“, sagt der Alte, und es grollt wieder gefährdend in seiner Stimme.

„Kann sie denn wohl Deutsch sprechen, deine Frau . . .?“ fragt ängstlich die Mutter.

„Nein, Mutter, das kann sie nicht, sie kann nur „guten Tag“ sagen und „auf Wiedersehen“ . . .“

„So so . . .“, nickt der Eiserne Möller, „dann soll sie nur erst einmal „guten Tag“ sagen, das andere wird sie dann schon lernen.“

Seit der Brief aus Rußland gekommen ist, der die Ankunft der Gattin meldete, ist Paul in eine seltsame Stimmung verfallen, er ist gedrückt, abwesend, zerfahren . . . Er seufzt, wenn das Wort „Rußland“ fällt.

„Wärest wohl gern wieder drüben . . .?“ fragt hellhörig die Mutter.

„Ach — das nicht . . . Marja quält ja schon seit einem Jahre, daß wir nach Deutschland übersiedeln möchten . . .“ Wieder seufzt er.

Der Vater sagt:

„Sie hatte es wohl eiliger als du, nach Deutschland zu kommen . . .?“

Der Sohn schweigt eine Weile, es ist ein hilfloses, banges Versinken . . .

„Na ja . . .“, stottert er, „das ist nämlich so . . . die stellt sich hier alles viel schöner vor als in Rußland, viel großartiger . . .“

„Aha . . .“, spricht der Vater, „die kann sich nicht denken, daß es hier Abbauern gibt, und sie haben nur ein Pferd und müssen die Kracke mit einer Kuh zusammenspannen . . .“

Der Sohn nusselt etwas Unverständliches vor sich hin und geht hinaus. Es ist Feierabend und die Schüssel mit Pulstartoffeln ist geleert.

Ziellos, traurig schlenderte der Sohn des Eisernen Möllers durch die Dorfstraßen . . . Ach, wenn er doch jemanden fände, mit dem er über so manche drückende Frage reden könnte . . . Aber er hatte hier ja niemanden. Alle waren sie freundlich zu ihm, doch immer unnahbar, immer erfüllt von dem Gefühl ihrer eigenen Wohlbeingefessenheit. Sie hatten das alles lange vergessen, was der wechselvolle und abenteuerreiche Krieg ihnen gezeigt hatte, sie waren wieder die alten Bauern und Tagelöhner und Abbauern . . . Wo war ein Mensch, der nicht ganz so gerecht war wie diese . . .?

Da winkte ihm ein Mensch zu, der vom Hofe der Witwe Hermine Pahlmann kam, da eilte sich jemand, mit ihm noch zusammenzutreffen auf der Straße . . . Der älteste Sohn des Wollschöners Cordes wollte ihn sprechen. Paul blieb stehen. Cordes Ferdinand — das war, soweit er sich seiner heimlichen Wirtshausbesuche entsann, immer ein lustiger Bursche gewesen, um mehrere Jahre jünger als er selbst, aber gewiß ein verständnisvoller und witziger Kumpan . . .

Also — es stellte sich heraus, daß Ferdinand, der Paul noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, von großer Neugier geplagt war, etwas über die Zustände in Rußland zu erfahren. So gingen sie denn zusammen die breite Dorfstraße herunter und bogen um die Ecke der Zufahrtsstraße, an der als letztes Gehöft des Dorfes das abgebrannte Anwesen der Cordes lag. Paul war nicht überaus mittelstark, er behauptete, die Bauern lebten drüben genau so kümmerlich wie hier, noch mehr Arbeit und weniger Maschinen und dazu immer wieder Besuch von Sowjet-Kommissionen, die etwas holen wollten, was häufig genug nicht da war.

Früher, ja früher, als die Eltern seiner Frau das große Gut noch hatten, an fünfhundert Morgen, zwölf Pferde und einen wunderbaren Kutschwagen — da war es anders! Vor dem Kutschwagen wurden drei Pferde gespannt, jawohl, bestimmt, drei Pferde in einer Reihe!

Paul seufzte. Ferdinand fragte nach den Deuterverhältnissen, aber Paul tat das mit einer Handbewegung ab: Leute, ach Leute — die gab es gar nicht mehr, das war früher einmal, vor der Revolution . . . Die mußten gehorchen, arbeiten für das Gessen und ein paar Kopfen . . . Nein, aber der Kutschwagen, den hätte Ferdinand einmal sehen sollen, das war vielleicht ein Wägelchen! Als der von den Wollschöner abserviert wurde, da hatten sie alle geweint, die ganze Familie . . .

„Du auch . . .?“ fragte Ferdinand mit einem schönen Ausdruck von Neugier im völlig ersten Gesicht.

„Ich — ich natürlich nicht, ich habe nur geschimpft, ich meine überhaupt nicht . . . Aber das Wägelchen . . . Polster hat es gehabt wie die Klubfessel bei Andreas Berries . . . Und dann vorn ein Kutscher in Kiree drauf — na, das hätten die Kleindahler mal sehen sollen, wenn ich mit meiner Frau so spazieren fuhr . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schadbär.

Eine Geschichte aus Siebenbürgen
von Otto Alshager-Drsova.

Unten in den Tälern ist der Buschwald von schwerem Grün verschlossen, Hagedorn und Wildapfel verblüht, selbst der Duft des wilden Flieders in den Kalkfelsen beginnt zu vergehen, doch die höchsten Gipfel der Süd-Karpathen glitzern noch weiß in den blauen Himmel. Etwas tiefer fingen in den sturmverrenkten Buchenwipfeln die Ring-Amseln. Doch auch hier, auf den Hochwiesen, liegen in den Schluchten der Nordhänge noch Schneeweßen. Und dreht der Wind einmal jäh nach Nordost herum, wirbelt dichtes Schneegestöber über die kahlen Grate hinweg, in den Wald hinab.

Auf den Hochwiesen tönen die tiefen Glocken der Schafherden. Die rumänischen Berghirten, in langen Schafpelzen, die Axt im Arm, begleiten die Herden. Und die großen, weißen, zottigen Hunde fahren oft mit wütendem Gebell in den Wald hinein, wenn ihnen die nahe Witterung des Wolfes entgegenschlägt. Doch der Wolf ist nicht der gefährlichste Feind in diesen Bergen . . .

Grauweiß dringt es aus der Nacht zwischen den Stämmen hervor, füllt den Lichtkreis des Feuers vor dem halbseitigen Dach der Hirtenhütte mit milchiger Helle und sprüht eisiges Raß nieder. So dicht ist der Nebel, daß sich die weißen Vollarücken der Schafe im Pferch kaum aus der Finsternis lösen.

Aus den nachtsverschlossenen Wipfeln klatschen große Tropfen nieder, Äste knarren im Sturm, eine einzelne Eule ruft und vom Winde zerrissen steigt dünn das Geheul eines Wolfes auf. Dann knurren die Hunde, die sich irgendwo verkrochen haben, einer blafft kurz und ärgerlich auf, doch nach einer Weile ist wieder nur das eintönige Brausen des Sturmes, das Rauschen der Wipfel hörbar.

Anfangs hatte sich hin und wieder einer der beiden Hirten erhoben, die brennenden Holzklöße über dem Gluthaufen des Feuers zusammengeschoben, eine Weile in die Nacht gelauscht um dann wieder weiterzuschlafen. Dann aber sank das Feuer immer mehr zusammen, nur selten noch riß der Wind ein blaues Flämmchen hoch und die Finsternis rückte enger über Hütte und Pferch. — —

Im verschlossenen Grau der Nebelmauer zwischen den Stämmen wuchs ein Schatten. Reglos ragt er auf, gleich dem Stumpf eines verkohlten Stammes, nur schmaler . . . Und jetzt ist er einige Schritte vorgerückt.

Die Nacht ist finster, bis auf einen Stamm, der rötlich glänzt. Der herantreibende Nebel führt den Geruch von Rauch mit sich und von vielen Tieren und Menschen.

Der reglose Schatten beginnt sich zu bewegen, wird zum langgestreckten Leib einer Bärin. Gierig zieht sie die Witterung der Schafe ein, schüttelt aber dann mißtrauisch den Kopf, denn die Anwesenheit der Hunde, der Menschen stört sie. Zwar nimmt sie wahr, daß sie schlafen, aber sie traut ihnen dennoch nicht.

Die Bärin ist hungrig. Zwei Junge in der Höhle zwischen den Felsen gehren an ihr.

Lange, lange lauert die Bärin. Sie ist langsam näher gerückt. In Sprungweite vor der Hürde verharrt sie noch, sie hat festgestellt, wo die einzelnen Hunde sich verkrochen haben, hat sich von der Arglosigkeit der schlafenden Hirten überzeugt. Da rührt sich plötzlich einer der nahen Hunde, ein Windwirbel hat ihm die Nähe einer unbestimmten Gefahr zugetragen, er knurrt, hört im gleichen Augenblick ein zorniges Schnauben, zwei jähle Sprünge, dann tracht das trockene Reissia der Hürde, und in das heulende

Anschlagen der Hunde mischt sich das wütende Gebrumm des Räubers, das Poltern der erschreckt auseinanderfahrenden Schafe. Noch bevor die Bärin die Bärin angreifen können, erscheint sie wieder, ein Schaf im Saag außerhalb des Pferches, ein Prankenhieb schleudert einen Hund zur Seite, tobend folgt die Meute der mit mächtigen Säher Entfliehenden. Doch einen nächtlichen Kampf im Walde, ohne die Nähe ihrer Herren . . . sie nicht.

Die Hirten sind verzweifelt. Immer wieder kam die Bärin, tötete ein, zwei Schafe, schleppte sie davon, ohne Furcht vor den Hunden, trotz der wachenden Hirten. Vergeblich saßen die Hirten die ganze Nacht mit der Axt im Arm beim Feuer, um den Räuber mit brennenden Ästen zu empfangen. Er kam nicht, auch nicht in den regenschweren, finsternen Nächten. Nur dann, wenn sie es am wenigsten vermuteten, gegen Morgen, wenn schon der Mhu den Tag verkündet.

Elf Schafe hatte der Bär schon geraubt, zwei Hunde zuschanden geschlagen, als die Hirten endlich den Fortwärt im Tal verständigten, daß ein Schadbär da sei, der abgeschossen werden müsse. Und der Fortwärt, der schon manchen Bär erlegt, kam, nachdem er die Erlaubnis zum Abschießen des Bären eingeholt hatte. — —

Die Bärin kam im langen Trabe aus der Schlucht herauf. Als sie schon den Rauch des Hirtenfeuers witterte, ging ihr Lauf in ein tastendes Schleichen über. Der scharfe Geruch der Schafe, die Witterung der wenigen verängstigten Hunde war wie immer. Auch die Witterung der Hirten drang zu ihr herüber. Aber hier stürte sie etwas. Das waren nicht zwei verschiedene Witterungen, noch eine war dazugekommen, von einem dritten Menschen.

Geduckt hinter Büschen und Bäumen, geräuschlos wie ein Schatten glitt sie näher. Dann sicherte und windete sie minutenlang.

. . . Ja, es war ein Fremder dazugekommen. Mit der Witterung der anderen vermischt, vom Rauch des Feuers durchseht, ließ sich der Geruch des einzelnen nicht deutlich erfassen. Und doch mußte sie wissen, ob dieser Feind gefährlicher war, als die anderen.

Beunruhigt schüttelte die Bärin den Kopf. Alle Gier nach der nahen, gewohnten Beute war vergangen, nur Argwohn beherrschte sie, weshalb sich die Feinde wohl vermehrt hatten.

Die Bärin hatte sich auf ihre Keulen niedergelassen und saß wartend da auf irgendeine Veränderung harrend, die ihr Gewißheit bringen könne.

Lange geschah nichts. Dann aber fing ihr Gehör ein Räkeln in der Hütte auf, Zweige wurden geknickt, der Rauch des Feuers wurde dichter, es flammte auf und begann hell zu brennen. Zugleich kam für einen Augenblick deutlicher die Witterung des Fremden herüber. Die Bärin schnaubte zornig. Nun wußte sie, daß der neue Feind nicht so arglos war wie die anderen.

Sie hätte sich davonmachen sollen. Aber sie war wütend, daß ihr jemand die nahe Beute verwehren wollte, Den Angriff jedoch, mit dem Feind zwischen sich und der Schafherde, durfte sie nicht wagen. Von einer bestimmten Absicht erfaßt, begann sie einen Bogen um Pferch und Hirtenlager zu schlagen. Kaum kam sie den Hunden unter den Wind, als diese schon mit rasendem Gebell aufzuhören und wie eine Mauer, zur Abwehr bereit, vor dem Pferch Aufstellung nahmen.

Nur einen Augenblick hielt die Bärin vor den Hunden, dann setzte sie ihren Weg fort, um im weiten Kreis das Hirtenlager wieder unter Wind zu bekommen.

Die Hunde klafften noch immer aufgeregt nach der Richtung hin, wo sie die Bärin gespürt hatten. Einer der Männer hatte sich den Hunden zugesellt und suchte mit den Blicken die Nacht zu durchdringen. Nun kam er wieder zur Hütte zurück und, von der frischen, reinen Nachtlust getragen, fing die Bärin voll die Witterung dieses Mannes auf.

Schon drückte sich die Bärin in die Nacht zurück. Das war die gleiche Witterung, die ihr einst als Jungtier entgegengeschlagen, als sie an einem Spätherbsttag, durch Lärm und Hundegekläff aufgeschreckt, durch den Wald geflüchtet war. Jäh hatte sie einen Menschen vor sich eräugt, blitzschnell warf sie sich in eine Decke, ein scharfer

Knall, ein dumpfer Stoß, und durch einen brennenden Schmerz in ihrer linken Keule war sie fast gelähmt. Lange hatte sie damals mit der Wunde in ihrer Höhle gelegen.

Die Bärin beschleunigte ihre Flucht. Bald war der Schein des Feuers, jeder Laut der Hunde hinter ihr versunken. Sie näherte sich nie mehr dem Hirtenlager, sie war vergrämt für immer.

Wenn der Zar friert ...

Man weiß, daß Peter der Große von Rußland seinem Reich mit der Axt die Kultur des europäischen Westens brachte; so schuf er ein Heer nach dem Vorbild der damals glänzenden abendländischen Staaten, legte er den Grund zu einer russischen Flotte, und es wird auch berichtet, daß er, um das Handwerk des Schiffszimmermanns selbst zu lernen, eine zeitlang nicht anders als ein einfacher Mann bei einem Meister im holländischen Saardam in die Lehre ging. Aber bei aller Liebe für westeuropäische Sitten blieb der Zar doch, was er von Haus aus war: ein Kind der russischen Steppe, ein Abkömmling von Tataren, und niemals hat er das wilde Blut seiner Väter verleugnen können.

Im Jahre 1707 hatte er sich heimlich mit seiner Geliebten verheiratet. Diese, mit Namen Katharina, die spätere Kaiserin Katharina I., stammte wahrscheinlich von furländischen Deutschen ab, wurde in einem dortigen Pfarrhaus erzogen, hatte im Jahre 1702 einen schwedischen Dragoner geheiratet, war bei der Einnahme des baltischen Marienburg die Gefangene des Generals Scheremetjew geworden, fiel dann in die Hände des Fürsten Menschikoff, um später zum Zaren überzugehen ... mit diesem kam sie nicht lange nach ihrer bekannt gewordenen Vermählung als Katharina Alexandrowna und Kaiserin nach Danzig. Von diesem Aufenthalt der beiden Naturkinder sind zwei amüsante Anekdoten bekannt, sie zeigen mehr als alles andere, daß der in seinem Land so sehr gefürchtete Peter Kantschu im Grunde ein großes Kind war, das spielen mußte — vor der Geschichte seines bunten Lebens könnte mit Recht der Satz des Heiligen Augustinus stehen: Die Spiele der Erwachsenen werden Geschäfte genannt ...

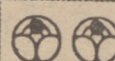
Mitten im strengen Winter kam Peter mit seiner Katharina unerwartet nach Stutthof, und sie hatten beschlossen, da zu übernachten. Der Kaiser und seine Gemahlin durchzogen das Haus des Pächters von Stutthof, des alten Herrn Schopenhauer, um ein Schlafzimmer zu wählen. Ihre Wahl fiel auf ein hübsches Zimmerchen, worin aber weder Ofen noch Kamin war. Nun hieß es, die Zimmer zu erwärmen. Guter Rat war teuer, aber der alte Herr Schopenhauer wußte ihn doch zu finden. Das Stübchen wurde ausgeräumt, so daß nichts innerhalb der weißen, untapezierten Wände und auf dem, nach holländischer Art mit Fliesen ausgelegten Fußboden blieb. Mehrere Fässer mit Brantwein wurden herbeigeschafft, im Zimmer ausgegossen und angezündet. Der Zar jauchzte vor Freude, als er in das züngelnde Feuermeer zu seinen Füßen schaute. Er jauchzte, während das Hausgesinde sich alle Mühe gab, den Brand auf das Zimmerchen zu beschränken. Endlich war der Brantwein aufgezehrt, und Seine Majestät begab sich mit seiner Katharina trotz Qualm und Dunst zur Ruhe. Beide standen am folgenden Morgen ohne Kopfschmerzen auf und wußten nicht genug das gastfreie Dach ihres Wirtes zu rühmen.

In Danzig erregte vor allem die Marienkirche mit ihrem gewaltigen Maßen die Aufmerksamkeit Peters des Großen. An einem Sonntag verlangte er, dem Gottesdienst beiwohnen zu dürfen. Er wurde in den Ratsthron geführt, der eine Art Kabinett darstellt, das mit Schiebefenstern versehen ist. Dort saß nun der Kaiser, seine Augen wanderten hinauf zu dem mit Sternen übersäten Nebengewölbe, auf die den weiten Raum füllende Menge, zur Orgel und wieder zum Prediger auf der Kanzel, dem er mit großer Gelassenheit zuhörte, obwohl er nicht ein einziges Wort verstand. Nun war die Kirche aber nicht geheizt. Der Zar hatte beim Eintritt seine Pelzmütze abgenommen, und nun wurde es ihm kalt. Die Kälte kniff ihn in die Ohren, sie zwickte ihm die Nase, er wurde unruhig und überlegte hin und her, ob es gut sei, die Pelzmütze aufzusetzen oder während der Andacht hinauszugehen. Beides verwarf er als unschicklich. Als er sich nun umah, erblickte er hinter

sich im Gestühl einen Ratsherrn mit mächtiger Altongeperrücke — und ohne sich lange zu besinnen, griff er diesem Herrn vom Rat, es war der erste Bürgermeister, nach dem Kopf, zog ihm die durchwärmte Perrücke ab, schwang sie sich auf den Kopf und konnte nun, umflossen von der reichen, warmen Lockenfülle, weit zum Fenster des Ratsthuhles hinausgelehnt, seelenruhig dem Fortgang der Andacht sein Augenmerk schenken, während der Bürgermeister bis zu deren Schluß in der Kälte einen nicht nur königlichen, sondern kaiserlichen Schnupfen sich zuziehen durfte.



Bunte Chronik



Prinz Friedrich Leopold wird gesucht.

Wo ist Prinz Friedrich Leopold von Preußen (Sohn) und sein Chauffeur Hermann Möller? Diese Frage beschäftigt zurzeit die Geschäftsstelle des Potsdamer Arbeitsgerichts und das Kreisjugendamt in Anklam. An der Gerichtstafel des Amtsgerichts hängt eine öffentliche Zuteilung an den Prinzen und seinen Chauffeur (beide unbekannten Aufenthalts) zu einem Termin am 18. September d. J., 9 Uhr, auf dem Arbeitsgericht Potsdam-Land.

Der Chauffeur Hermann Möller, der bei dem Prinzen angestellt ist, war zur Unterhaltszahlung des minderjährigen Albert Sch., der am 15. Januar 1931 geboren ist, verurteilt worden. Sein Gehalt war gepfändet, und dem Prinzen war Zahlungsverbot des Gehalts und ein Überweisungsbeschluß am 19. Juli 1933 zugestellt worden. Es erfolgte aber keine Zahlung, so daß jetzt die beiden vor das Arbeitsgericht durch öffentliche Zuteilung geladen worden sind. Trotz aller Bemühungen beim Auswärtigen Amt, beim Einwohnermeldeamt und in Gliencke konnte der Aufenthalt des Prinzen und seines Chauffeurs bis jetzt noch nicht ermittelt werden.

Keine Antiqua mehr in deutschen Bibeln!

In einem Erlaß an die Regierungspräsidenten stellt, wie NDZ meldet, der preussische Kultusminister fest, daß von Ostern 1935 ab in den Bibeln die Antiqua-Schrift nicht mehr zu verwenden ist. Als Schreibschrift sei durchgängig entweder die Sütterlin-Schrift oder eine an diese angelehnte Schriftform zu wählen. Die Genehmigung der Einführung der Bibeln soll, wie bisher, den Regierungspräsidenten überlassen bleiben. Diese sollen jedoch darauf Bedacht nehmen, daß nur eine beschränkte Anzahl Bibeln in Gebrauch genommen wird. Insbesondere soll in den einzelnen Landschaftsgebieten nach Möglichkeit die gleiche Bibel benutzt werden.

Glückliche Enkel ...

Vor einigen Tagen ist der vierte Herzog von Wellington, der Fürst von Waterloo, wie er in seinem weiteren Titel heißt, in Brüssel gestorben. Genau am Jahrestag der Schlacht von Waterloo, als Enkel jenes Wellington, der damals die berühmte Schlacht mit schlagen half. Dieser Herzog bezieht auch heute noch eine jährliche Rente von 80 673 Franken und 50 Centimes, — und zwar von Belgien!

Obwohl Belgien zur Zeit der Schlacht von Waterloo als selbständiger Staat noch gar nicht bestand. Nun — das Geld wird trotzdem bezahlt. Die Verpflichtung ging König Wilhelm von den Niederlanden ein, der dem Herzog nicht nur den Titel des Fürsten von Waterloo, sondern eben auch 20 000 holländische Florinen aussetzte, „unwiderruflich und in alle Ewigkeit zu zahlen durch Wilhelm von Holland und seine rechtmäßigen Nachfolger“.

Als 1830 Belgien sich abtrennte, wurde es mit dieser Zahlung belastet. Und Belgien zahlte auch brav Jahr für Jahr das Geld. Der jetzt verstorbene Herzog hat drei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Es bestehen also gar keine Ausichten, daß die Familie vorerst ausstirbt und sich der Anspruch damit von selbst erledigen würde. So zahlt Belgien denn blutenden Herzens weiter, immer 80 673,50 Franken, weil im Jahre 1815 Wilhelm von Holland es so regelte ...